

Buch des Monats

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monat : die Autorenzeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **91 (2011)**

Heft 991

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>



Reduit der kurzen Socken

Jeroen van Rooijen: Hat das Stil?
200 Fragen und Antworten zur kultivierten Lebensart.
Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung, 2011.

Vorbei sind die Zeiten, in denen die gehobene Lebenswelt vor Stilsicherheit strahlte: Überall trampelt das Bäurische voran, das Stumpfe und Rohe dringt in die besten Häuser. Das Turnschuhwesen hat sich auf eine Weise ausgebreitet, dass einem bange werden muss. Und bei alledem ist das zivilisierte Bewusstsein immer leicht überfordert. Denn Hand aufs Herz: Wem fiel die Entscheidung, ob er in Vollfilzpantoffeln oder skandinavischen Hüttenfinken sein Zuhause durchmessen soll, immer ganz leicht?

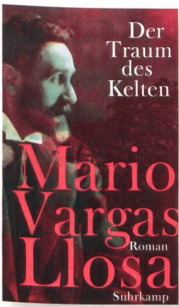
Doch es gibt Hoffnung. Denn wo die Not am grössten ist, wächst das Rettende auch. Jeroen van Rooijen plädiert auf seiner soeben erschienenen Reise durch die zeitgenössischen Umgangsformen für Werte wie Augenmass, Anstand, Grosszügigkeit, Diskretion und Humor, Geist und Haltung. Wer wollte ihm hier widersprechen? Zu Recht hält der Autor die Diskussion, der er sich hingibt, für ein «überdeutliches Zeichen einer extrem verfeinerten Hochkultur». In dieser Kultur jedenfalls besteht die Menschenpflicht zu einer minimalen erotischen Ausstrahlung, die nicht zuletzt durch Stil erreicht werden kann. Allerdings müssen nach Ablauf der Spätadoleszenz, so ab 50, andere Muster zur Geltung gebracht werden als das bis anhin vielleicht gerade noch ausreichende natürliche Kapital.

Das Brustgut der Frau etwa bedarf zunehmender konservatorischer Beachtung. Büstenhalter erweisen sich nicht nur in Finanzkrisen als eine der wichtigsten Formen von *asset protection*, und so ist es richtig, dass ein Streiflicht van Rooijens auch den thermoplastisch geformten Büstenhalterschalen gilt. Der Fortschritt führt aber zu noch fundamentalen Problemkonfigurationen: Wer in vorindustrialisierten Zeiten ein einziges Paar Schuhe hatte, war immerhin vom Zwang zur Wahl befreit. Heute aber steht die Dame nach der nächtlichen Erneuerung im Ankleidezimmer und muss mit Mut und hochentwickelter Selektionskompetenz Entscheide fällen, die auch für die Sphäre ihrer männlichen Artgenossen von enormer Bedeutung sind. Auch diese müssen übrigens vor ästhetischer Selbstverstümmelung gewarnt werden: Van Rooijen wendet sich gegen den klassischen gerippten Opa-Slip und die gemusterten Boxershorts, er gibt Hinweise über lebensverlängernde Massnahmen bei abgelatschtem Schuhwerk oder auch darauf, wie man Fahnenstangen zu ein wenig Fülle und Format verhilft. Bei ihm können sich Männer verlässliche Argumente gegen den Terror ihrer Angetrauten holen, wenn etwa für angeblich gefährliche Auslandsreisen Bauchgürteltaschen gefordert werden. Sie sind, sagt unser Experte, «richtiggehend fürchterlich» und damit schon aus weltanschaulichen Gründen abzulehnen. Und van Rooijen weicht auch Tabuthemen wie Mundgeruch oder Hosenträgern nicht aus. Beim Frisurwesen lässt er deutlich durchscheinen, dass es nichts Erfreulicheres gibt als Männer, die ihr Hauptesgrau mit der Würde souveräner Natürlichkeit tragen.

Selbstverständlich überschreitet der Autor den Kreis seiner fachlichen Autorität allenthalben. Aber man nimmt auch in diesen Fällen den dezenten Eifer, den er an den Tag legt, und die schöne Pose der Deziertheit gerührt zur Kenntnis. Völlig unverständlich zum Beispiel ist, wie er, aus einer panischen Angst vor haarigen Waden heraus, für bis zum Knie reichende Männersocken einsteht. Was er für ein zähes Stildefizit der Eidgenossen hält, ist vielmehr eine modische Delikatesse, zitiert doch ein von Socke und Hose gerahmter Beinstreifen die vitale Animalität des Männergeschlechts aufs trefflichste. Auch hier also ist der Schweiz für ihre Gegenläufigkeit zu gratulieren: Kurze Socken sind ein letztes Reduit, in dem echte Schweizer einen individuellen Beitrag zur ästhetischen Landesverteidigung entrichten können. So gelangt man zur Überzeugung, dass Benimmfibeln wie diese gerade auch in ihren Irrtümern einmal zu den verlässlichsten Gegenständen soziokulturgeschichtlicher Forschung gehören werden. ◀

Thomas Sprecher

Thomas Sprecher
ist Anwalt und
Leiter des Thomas-
Mann-Archivs der
ETH Zürich und
Verwaltungsrats-
präsident
der SMH Verlag AG.



Revolutionäre Literatur, revolutionäre Politik

Mario Vargas Llosa: Der Traum des Kelten.
Aus dem Spanischen von Angelica Ammar.
Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2011.

Mario Vargas Llosa, Schriftsteller und Literaturnobelpreisträger, setzt sich für die Marktwirtschaft ein. Er bezeichnet sich selbst als liberalen Demokraten und nahm schon zu einer Zeit Stellung gegen Fidel Castro und südamerikanische Guerillas, die unter dem Vorwand der «Befreiung» die Bevölkerung terrorisierten, als das unter Intellektuellen noch als Sakrileg galt. Er wird nicht müde, seinen Einsatz für Freiheit und Fortschritt zu artikulieren, und nicht umsonst wurde ihm der Nobelpreis verliehen für seine «Kartographie von Machtstrukturen und seine scharf gezeichneten Bilder individuellen Widerstands». Und ausgerechnet dieser «Reaktionär» schreibt seit vielen Jahren verstörende Bücher über Sklaverei, Genozid, (Neo-)Kolonialismus, Rassismus, Herrschaft, Brutalität und Gier. Vargas Llosa ähnelt in dieser Hinsicht seinem karibisch-indischen Nobelpreisträgerkollegen V.S. Naipaul, der ebenfalls jedem sozialistischen Pathos abhold ist, sich jedoch unermüdlich mit den «Erniedrigten und Beleidigten» dieser Welt beschäftigt. Auch André Glucksmann, seines Zeichens geläuterter Maoist, gehört zur Fraktion der «neuen Aufklärer». Viele, sich selbst «links» verortende Gegenwartsschriftsteller verspüren hingegen eine eigenartige Beisshemmung, wenn es darum geht, Unrecht ausserhalb des Westens beim Namen zu nennen – vielleicht aus falsch verstandener Solidarität mit der «Dritten Welt», vielleicht aus Angst, sich im eigenen Lager dem Vorwurf des Rassismus ausgesetzt zu sehen. Die Folge: ein literarisches Füllhorn erschreckend unreflektierter Liebesbeweise für die in totalitären Regimes bis heute grassierende Unterentwicklung.

Mario Vargas Llosa hat sich an der Füllung dieses Horns nicht beteiligt, im Gegenteil: er äusserte schon früh den Verdacht, dass die Etablierung von Demokratie im Gegensatz zum Ausruf der Revolution zu rational sei, um in der Gegenwart noch eine Art intellektuellen Sex-Appeal zu haben. Welcher kreative Mensch, immer auf der Suche nach Inspiration und *Thrill*, ist schon von institutioneller Trägheit, Pragmatismus und Mittelmass fasziniert? Für Vargas Llosa gilt es streng zu unterscheiden zwischen den Welten Kunst und Politik. In literarischer Hinsicht sieht er sich diesbezüglich durchaus als Revolutionär: «Jeder Kreative ist ein Unzufriedener. Der Schriftsteller hält die utopische Hoffnung auf eine andere, bessere Welt am Leben. Das macht ihn in den Augen der Machthaber so gefährlich. Die Schönheit, die Perfektion des von der Phantasie ersonnenen literarischen Entwurfs ist das Gegenmodell zur schlechten Realität. Und darin liegt der Keim der Rebellion.» Doch er warnt davor, solche Gegenmodelle *tel quel* politisch oder revolutionär verwirklichen zu wollen: «Die Demokratie ist die Negation der Utopie. Der Mensch kann allerdings ohne Utopie nicht leben. Er muss sie suchen, in der Kunst, der Literatur, der Liebe, im Sport. In der Politik dagegen müssen Utopien bekämpft werden. Dort sind sie mörderisch, sie enden immer im Holocaust.»

«Der Traum des Kelten», Vargas Llosas neuer Roman, umgeht das dezidiert Politische mit einem für den peruanischen Ausnahmeschriftsteller typischen Kniff: er zeichnet den Lebensweg des Iren Roger Casement nach, der sich vorerst in einer auch für Vargas Llosa durchaus legitimen Art für Gerechtigkeit und Freiheit einsetzte: indem er als britischer Konsul schonungslose Berichte über die Greueltaten der belgischen Kolonialmacht im Kongo (1904) sowie der *Peruvian Amazon Company* (1912) verfasste und dafür geadelt wurde. Bereits mit 19 reiste er für eine Handelsgesellschaft nach Afrika. Rund zwanzig Jahre verbrachte er auf dem Schwarzen Kontinent, anfangs Feuer und Flamme für das koloniale «Entwicklungsprogramm», später umso traumatisierter aufgrund seiner Erfahrungen mit der blutigen Ausbeutung, die den Kongo unter Leopold II. kennzeichnete. Der belgische König hatte sein Privatreich in ein gigantisches Arbeitslager verwandelt. Wer die verlangten Kautschuk-Quoten nicht fristgerecht ablieferte, wurde von der *Force publique* massakriert. Vargas Llosas Fazit der belgischen «Zivilisierungsmission»: «Wie ein Parasit in einem lebenden Organismus hatte sich die Force publique im Gestrüpp der verstreuten Dörfer eingenistet,

David Signer

David Signer ist Ethnologe, Journalist und Schriftsteller. Zuletzt erschien von ihm der Roman «Die nackten Inseln».

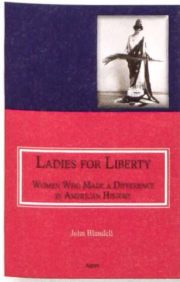
Buch des Monats: International

in einer Region so gross wie Europa. Die Soldaten und Milizen waren habgierig, brutal und unersättlich, was Essen, Trinken, Frauen, Tiere, Häute, Elfenbein und, kurzum, all das anging, was gestohlen, gegessen, getrunken, verkauft oder gefickt werden konnte.» Casements detaillierter Rapport an die britische Regierung war von einer noch unmittelbarer Wirkung als Joseph Conrads «Herz der Finsternis», löste in ganz Europa einen Skandal aus und wurde insbesondere unter Politikern heftig diskutiert. Casements Tauchgang ins Grauen wiederholte sich 1906, als er von der britischen Regierung erneut den Auftrag zu einer Untersuchung erhielt. Wieder ging es um Kautschuk, Gier und Sadismus, dieses Mal personifiziert im Regime des elegant-brutalen Julio C. Arana, dessen Unternehmung am Rio Putumayo in Peru 30'000 Todesopfer unter den Indigenen forderte.

Mario Vargas Llosa hat die Geschichte Casements akribisch studiert und bietet mit seinem biographisch motivierten, historischen Roman eine literarische Ergänzung wissenschaftlicher Geschichtsschreibung. Doch erst im zweiten Teil des Buches wird deutlich, wofür es dem 75jährigen eigentlich geht: um den Umschlag von Idealismus in Totalitarismus. Als Casement 1912 aus Südamerika zurückkehrt, möchte er sich endlich dem widmen, was er als seine eigentliche Lebensaufgabe sieht: der Befreiung Irlands. Zunehmend erscheint ihm seine nach jahrelanger Abwesenheit wiederentdeckte Heimat als eine Art europäischer Kongo. Kommt hinzu, dass sich das reale Irland für ihn untrennbar mit der Erinnerung an seine früh verstorbene Mutter und ihren katholischen Glauben vermischt. Seine politische Arbeit bekommt mehr und mehr eine religiöse Färbung, ohne dass ihm selbst dies auffällt. Mit einem Mal geht es dem lebenslangen Skeptiker um Opfer, Märtyrer- und Heldentum. Die Fixierung auf sein Ziel lässt ihn blind werden für die Fragwürdigkeit der eingesetzten Mittel, er versteht nicht, warum sich Freunde von ihm abwenden, schockiert von seinem wirklichkeitsfernen Patriotismus (dem titelgebenden «Traum des Kelten»). Ein Teufelskreis: je weiter er sich ins soziale Abseits bewegt, desto fanatischer und tauber wird er. Am Ende kommt es zum gescheiterten Osteraufstand in Dublin mit schätzungsweise 1500 Toten. Casement ist, obwohl er die Erhebung letztlich verhindern wollte, mitverantwortlich für das Desaster. Er, der in den Kolonien so unbestechlich die schmutzigen Ränkespiele der Politik dokumentierte, wird nun selber Akteur, aber auch Spielball von Machtmanövern, die er, verblendet von ideologischen Sehnsüchten, nicht durchschaut. Dabei entwirft er umso grandiosere Blaupausen für sein Land, je mehr er sich vom Alltag der Realität entfernt. Zuletzt reist er als glühender irischer Nationalist im Ersten Weltkrieg nach Berlin, um sich mit dem Deutschen Reich gegen England zu verbünden. Er wird verraten, verhaftet, in London wegen Hochverrats verurteilt – und schliesslich gehängt.

«Die vollkommene Gesellschaft ist unerreichbar. Will man sie herbeizwingen, schafft man die Hölle», konstatiert Mario Vargas Llosa, als junger Mann selbst glühender Sozialist und beinahe vom Künstler zum Politiker geworden, als er 1990 für das peruanische Präsidentenamt kandidierte. Heute ist er dankbar für sein Scheitern, es hat seine Sensibilität für den Unterschied zwischen Kunst und Politik noch erhöht. Sein neues Buch vermittelt ohne politisches Pathos eine Ahnung davon, wie es möglich ist, dass ein Individuum Schritt um Schritt, von denen jeder für sich genommen vernünftig erscheint, in die kollektivistische Katastrophe marschiert. «Der Traum des Kelten» ist ein engagierter Roman; gerade in der Sachlichkeit seiner Beschreibungen erschütternd lebendig – denn er bettet die Anprangerung der kolonialen Grausamkeit nicht in eine politische Utopie ein, sondern in eine bewegte Geschichte. Der Schriftsteller ist ein wacherer und empathischerer Beobachter, wenn er nicht für jedes Problem gleich ein Rezept aus ideologischen Ingredienzien parat hat, sondern schlicht versucht, unvoreingenommen, offen und frei wahrzunehmen. Es braucht – das illustriert Vargas Llosas neues Buch eindrücklich – kein gesellschaftspolitisches Gegenmodell, um sich empören zu können. ◀

Buch des Monats: Freiheit



Freiheitsfrauen

John Blundell: Ladies for Liberty:
Women Who Made a Difference in American History.
New York: Algora, 2011.

Es ist schwer, den Fortschritt in der Frauenemanzipation heute genau zu bemessen. Ein verlässliches Kriterium hierfür ist, zu ermitteln, welche Tätigkeiten für Frauen heute selbstverständlich sind – und es früher nicht waren. Eine treffende Beobachtung in diesem Kontext wäre zum Beispiel, dass Frauen in der Politik nicht mehr nur in der Frauenpolitik oder als Proporzprotagonisten wirken. Und ein Teilaspekt dieses Teilaspektes ist sicher, wenn das Freiheitsanliegen von Frauen sich nicht nur um die eigene Emanzipation dreht.

Womit wir bei John Blundells äusserst kurzweiligem und lehrreichem Buch «Ladies for Liberty» sind. Blundell war einst Leiter des Londoner *Institute of Economic Affairs*, des führenden marktwirtschaftlichen Think Tank des Landes, der mithalf, die Thatcher-Revolution zu initiieren. Seine Bewunderung für Lady Thatcher – gewiss keine Proporzfrau in der Politik – inspirierte ihn zu diesem Buch. Das Thema lautet: Freiheitsfrauen. Denn diese haben in den Vereinigten Staaten eine längere und erfolgreichere Tradition vorzuweisen, als dies in europäischen Ländern der Fall ist. Und so stellt Blundell in seinem Buch 20 Frauen aus der amerikanischen Geschichte vor, die sich seit der Unabhängigkeit auf etlichen Tätigkeitsfeldern für mehr Freiheit eingesetzt haben. Manche wurden berühmt, manche sind – zu Unrecht, wie man bedauernd feststellen muss – heute vergessen.

Ihr politisches Wirken erwies sich in Amerika schon zu jenen Zeiten als effektiv, da das Frauenwahlrecht noch in weiter Ferne lag und Frauen aufgrund formeller Rechtlosigkeit noch stark institutionell behindert wurden. Die Schriftstellerin Mercy Otis Warren (1728–1814) etwa wurde schon zu Lebzeiten als das «Gewissen der Amerikanischen Revolution» bezeichnet. Die Dichterin und Bühnenautorin unterstützte mit zahlreichen Pamphleten den Unabhängigkeitskampf, beeinflusste durch ihre Korrespondenz mit Delegierten die Verfassungsberatungen und prägte bei mindestens vier der ersten amerikanischen Präsidenten die politische Agenda. Ihre 1805 erschienene erste «Geschichte der Amerikanischen Revolution» hat auch unser Bild des grossen Ereignisses geprägt.

Harriet Tubman (1822–1913), die bis heute zu den populärsten afroamerikanischen Ikonen überhaupt gehört, war eine geflohene Sklavin, die sich selbst bildete, um dann unter Einsatz ihres Lebens die «Underground Railroad» zu koordinieren – eine Organisation, die schwarze Sklaven befreite und in den freien Norden schmuggelte. Und hätte das Land die Sklaverei überhaupt überwunden, wäre da nicht Harriet Beecher Stowe (1811–1896) gewesen, die mit ihrem Roman «Uncle Tom's Cabin» fast im Alleingang den Meinungsumschwung gegen die Sklaverei in den Nordstaaten bewirkte? Frauen, so zeigt sich, haben in grossen historischen Dimensionen die Politik des Landes geprägt. Schriftstellerinnen wie Taylor Caldwell (1900–1985) oder Ayn Rand (1905–1982) haben mit ihren Romanen in einer Zeit, da Sozialismus und Staatsinterventionismus unter den Intellektuellen die dominierende Ideologie war, erfolgreich marktwirtschaftliches Denken popularisiert. Auch Rose Director Friedman (1911–2009) ist in diesem Kontext zu nennen. Zwar stand sie als Ökonomin stets im Schatten ihres Mannes Milton Friedman – diese Rolle jedoch war, so zeigt Blundell, reichlich unverdient.

Die Erfolge der Frauenemanzipation im 20. Jahrhundert haben das politische Engagement ihrer Vorkämpferinnen vielleicht in ein weniger spektakuläres Licht gerückt. Die gegenwärtige Frauenbewegung jedoch ist grösstenteils von ihrer Freiheitsorientierung weg, hin zu tendenziell verwaltender *political correctness* gewandert. Wer das beklagt, findet (zumindest mit Blick auf Amerika) Tröstliches in Blundells Buch. Es stellt die elementare Frage danach, ob der sich erst im 20. Jahrhundert einstellende Triumph der Einführung des generellen Frauenwahlrechts ohne die Vorkämpferinnen im 19. Jahrhundert überhaupt denkbar gewesen wäre. Man(n) lernt also zweierlei. Erstens: Amerikanerinnen, ihr habt es besser! Und zweitens: Ohne Fraueninge es der Freiheit schlechter. ◀

Detmar Doering

Detmar Doering
ist Leiter des
Liberalen Instituts
der Friedrich-
Naumann-Stiftung
in Potsdam.